

Suhrkamp

Ciro
Alegría
Die
hungrigen
Hunde

Roman

suhrkamp taschenbuch 447

Die Symbiose Mensch – Tier und ihre Störung sind Thema des Romans. Die Indios und die Cholos, Schafzüchter der peruanischen Anden, verbindet mit ihren Hirtenhunden eine urtümliche, notwendige Lebensgemeinschaft.

Die Hunde hüten den einzigen Reichtum der Menschen, die Herde; die Menschen nähren den tierischen Helfer. Gemeinsamer Feind ist die Natur, als sie durch langdauernde Dürre das Mensch/Tier-Bündnis gefährdet.

Die vor Hunger toll gewordenen Hunde fallen die eigene Herde an, werden von den Menschen, ihren Herren, vertrieben. Der Auflehnung der Tiere entspricht die der Hirten gegen den Gutsbesitzer. Mensch und Tier sind ohnmächtig, eine Lösung zu finden. Die Natur allein, die sie trennte, kann sie wieder zusammenführen. Der Regen, der endlich kommt und in den wenigen Überlebenden neue Hoffnung weckt. Das Leben normalisiert sich, doch auf wie lange?

Alegría bemüht sich, das Leben und die Sprache der Indios möglichst naturalistisch wiederzugeben. Dies führt zu Quechuanismen, umgangssprachlichen Wendungen, starken Eingriffen in die spanische Sprache, die von den Vertretern der neuen lateinamerikanischen Literatur abgelehnt wurden. Dennoch kommt dem Werk nicht nur literaturgeschichtliche oder etwa die Bedeutung zu, soziale Anklage gegen das »antihistorische Dasein« der Indios zu erheben; es ist ein Meisterwerk perspektivischen Erzählens und bukolischer Schilderung.

Ciro Alegría
Die hungrigen Hunde

Roman

Deutsch von Wolfgang A. Luchting
Mit einem Nachwort von Walter Boehlich

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe *Los perros hambrientos*
© der Originalausgabe: Patronato del Libro Peruano 1957

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1978

suhrkamp taschenbuch 447

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 1978

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Otto Gutfreund & Sohn, Darmstadt

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-36947-0

Die hungrigen Hunde

I

Hinterm Vieh her

Das monotone und langgezogene Bellen, so grell, daß es sich in die Ohren bohrte, traurig aber wie eine Klage, geißelte das dicke helle Fell der Altschafe, die die Herde anführten. Sie trippelte über das knackende und raschelnde harte Ichugras dahin, weiße Flecken vor der grauen Andenkordillere.

Es war eine umfangreiche Herde, denn sie bestand aus hundert Paaren, ohne die Lämmer. Dazu muß man wissen, daß sowohl Antuca, die Schäferin, wie ihre Eltern und Brüder, nach Paaren zählten. Ihre Arithmetik reichte bis hundert, dann fingen sie wieder von vorne an. Sie hätten also gesagt »fünfmal hundert« oder »siebenmal hundert« oder »neunmal hundert«; aber in Wirklichkeit brauchten sie sich nie in so märchenhaften Zahlen auszudrücken. Bislang, um die Dinge noch mehr zu vereinfachen, hatten ihnen immer noch die Paare zum Zählen ausgereicht, eine Einheit, die tief in der einheimischen Buchhaltung wurzelte, mit starken Wurzeln, wie der Brauch sie wachsen läßt. Schließlich und endlich, warum die Dinge erschweren? Das Zählen ist Mühe der Begüterten, und daß ein Volk, das einst das Geld nicht kannte und sich aufs schlichte Tauschen beschränkte, keine sonderlich zahlengewandten Abkömmlinge hervorbringt, ist nur natürlich. Aber darum geht es hier ja nicht. Wir waren dabei, von einer Herde zu reden.

Antuca und die ihren waren glücklich, so viele Schafe zu besitzen. Auch die Hunde. Der traurige Klang ihres Bellens war nichts weiter als eben Klang, denn sie sprangen und hetzten fröhlich herum und trieben die Herde in die Richtung, die die Schäferin wünschte, sie zwirbelte einen Ball Wolle auf die Fadenspindel und ging schweigend hinterher oder trällerte vielleicht vor sich hin, wenn sie nicht gerade Anweisungen gab. Die Hunde verstanden ihre Gesten, begriffen vielleicht auch die wenigen Worte, mit denen sie sie auf die eine oder die andere Seite schickte.

*Por el cerro negro
andan mis ovejas,*

*corderitos blancos
siguen a las viejas.*

(Übern schwarzen Berg
wandern meine Schafe,
die kleinen weißen Lämmer
immer hintern Alten.)

Die zarte und kleine Stimme Antucas verklang schon nach einigen Schritten inmitten der trostlosen Weite der Kordillere, wo das strohige Gras ein karges Geschenk der Unbarmherzigkeit ist.

*El sol es mi padre,
la luna es mi madre,
y las estrellitas
son mis hermanitas.*

(Die Sonne ist mein Vater,
der Mond ist meine Mutter,
und die kleinen Sterne
sind alle meine Schwestern.)

Die wie in Qualen hochragenden Felsen der tiefblauen und schwarzen Berge türmten sich ringsum auf, und dichte Wolken schwebten an ihnen empor.

Die imposante und stumme Majestät der Felsen ließ die Schafe, die Hunde, ja sogar Antuca, ein Mädchen von zwölf Jahren, die »sang, um nicht allein zu sein«, noch kleiner wirken. Als sie bei einem geeigneten Stoppelfeld anlangten, verlangsamte die Herde ihr Wandern und die Hunde stellten ihr Bellen ein. Und dann legte sich ein ungeheures und lastendes Schweigen auf das junge, aber schon heiratsfähige Herz der Schäferin. Sie rief laut:

»Wolke, Wolke, Wolkeee ...«

Denn so rufen die Leute der Kordillere. Und das, weil alles in der Natur ihnen bekannt und vertraut ist.

»Wind, Wind, Winnnd ...«

Und manchmal kam der Wind auch angebraust, mächtig und barsch, brüllte an den Felsen hoch, fuhr pfeifend durch die Stoppeln, trieb die Wolken vor sich her, plusterte das glatte Fell

der Hunde auf und blähte das schwarze Umschlagtuch und den langen roten Rock Antucas zum Horizont hin auf. Wenn einer der Hunde sich an ihrer Seite befand – und einer begleitete sie immer –, sagte sie im Scherz zu ihm:

»Siehst du? Der Wind hört auf mich ...«

Und ihr Lachen klang wie klares Wasser. Der Hund verstand und wedelte mit dem buschigen Schwanz und lachte ebenfalls mit den lebhaften Augen, die über der spitzen, glänzenden Schnauze glänzten.

»Hund, hübscher kleiner Hund ...«

Danach suchten sie Unterschlupf in irgendeinem Strohhaufen, der dicht verheddert war, und kauerten sich so zusammen, daß sie darin verschwanden. Der Wind blies über ihre Köpfe hinweg. Antuca spann und plauderte mit dem Hund. Mitunter ließ sie von ihrer Arbeit ab, um ihn zu kraulen.

»Hund, hübscher kleiner Hund ...«

Von Zeit zu Zeit blickte sie auf die Herde hinaus, und wenn ein Schaf sich zu weit entfernt hatte, befahl sie, indem sie mit dem Finger darauf deutete:

»Schau, Zambo, los, bring's zurück ...«

Der Hund rannte dann auf das verirrte Tier zu, rannte bellend um es herum, ohne ihm zu sehr zuzusetzen – die Schafe kannten seine Hartnäckigkeit schon, wenn sie nicht gehorchten – und trieb es zu den anderen zurück. Das ist notwendig. Wenn nämlich ein Schaf sich vom Haufen entfernt, läuft es Gefahr, verloren zu gehen oder vom Puma oder dem Fuchs erwischt zu werden, die beide immer im Schatten ihres Baus auf der Lauer liegen.

Nachdem er seine Pflicht erfüllt hatte, kehrte Zambo im behenden und weichen Trott der einheimischen Hunde zur Schäferin zurück und streckte sich neben ihr aus. Sie hielten einander warm, indem sie sich gegenseitig die Wärme ihres Körpers spendeten.

Und so verbrachten sie den Tag, sahen die zackigen Anden-
grate, die blökende Herde, den jetzt blauen, dann bewölkten und drohenden Himmel an. Antuca spann und plapperte, stieß mitunter Rufe aus, verharrte dann wieder schweigsam, so als sei sie eins mit dem unermeßlichen und tiefen Schweigen der Kordillere, das aus Stein gemacht schien und aus unüberblickbaren, einsamen Weiten. Zambo leistete ihr aufmerksam Gesellschaft,

stellte die Ohren auf bei der geringsten Handbewegung Antucas, stets bereit, ihr zu gehorchen, erlaubte sich indes auch, den Kopf auf den weichen Flanell ihres Rockes zu legen und zu schlafen; aber es war ein leichter Schlaf.

An bestimmten Tagen tauchte Pancho auf, ein Schäfer*cholito*, und seine magere Gestalt hob sich dann ab von der struppigen Rundung irgendeines Hügels. Antuca rief ihn, und er kam fröhlich und eifrig auf sie zu, nicht ohne sich vergewissert zu haben, daß seine Herde genügend weit von der anderen entfernt war und die beiden sich nicht vermischen konnten. Ein gelber Hund begleitete ihn, der ein feindseliges Knurren mit Zambo austauschte, das aber dank dem Geschimpfe der Besitzer schließlich nachließ. Diese verstanden sich auf der Stelle. Unterhielten sich, lachten miteinander. Pancho nahm die Flöte, die er an einer roten Schnur um den Hals hängen hatte, und fing zu spielen an, indem er die fröhlichen und traurigen Töne der *Huainos* und die klagenden der *Yaravies* in den Wind blies. Einer, der »Manchaipuito« hieß, drückte Antuca das Herz zusammen und brachte die Hunde zum Aufheulen. Sie lächelte schwach und sammelte Kraft, die sie selber nicht hatte, um Zambo auszuschelten:

»Sei doch still, du Dummkopf ...! So was von einem dummen Tier!«

Und bei einer Gelegenheit sagte Pancho:

»Der *Yaraví* ist von einem verliebten Pfarrer ...«

»Erzähl«, bat ihn Antuca.

Und Pancho erzählte:

»Ein Pfarrer, heißt's, hat ein Mädchen sehr lieb gehabt, aber wo er doch Pfarrer war, hat sie nichts von ihm wissen wollen. Ja, und dann, ganz so auf einmal, da ist das Mädchen gestorben. Und da ist der Pfarrer, weil er sie so gern gehabt hat, hin und hat sie ausgegraben und hat sie zu sich nach Haus mitgenommen. Und da hat er sie dann tot liegen gehabt, und aus einem Schienbein von der Toten hat er eine *Quena* gemacht, und auf der *Quena* hat er den *Yaraví* geblasen, tag und nacht, an der Seite vom Leichnam des Mädchens ... Und, siehst du, wegen dem Gernhaben und auch wegen der traurigen, so traurigen Melodie von eben, da ist er verrückt geworden ... Und die Leute ringsum, die den *Yaraví* gehört haben, tag und nacht, sind hingegangen, um zu sehen, warum er so viel blies und so traurig, und da

haben sie ihn neben dem Leichnam, der hat schon gestunken, von dem Mädchen gefunden, geweint hat er und gespielt. Sie haben ihn angedredet, und er hat nicht geantwortet und auch nicht zu spielen aufgehört. War halt verrückt ... Und beim Blasen ist er gestorben ... Vielleicht jaulen deswegen die Hunde ... Da wird halt die Seele vom Pfarrer kommen, wenn sie die Melodie hört, und da heulen dann die Hunde auf, weil es heißt doch, das tun sie, wenn sie die Seelen sehen ...«

Antuca sagte:

»Es ist halt, weil es so traurig ist ... Spiel's nicht nochmal ...«

Aber tief im Innern wollte sie den *Yaraví* doch hören; sie spürte, wie die herzzerreißende Klage des »Manchaipuito« ihren ganzen Körper durchflutete und ihr einen genüßlichen Schmerz bereitete, ein grausames und süßes Weh. Die letzten zitternden Töne der Melodie drangen in sie wie ein Degen und verletzten sie roh und ließen sie erbeben wie vor einer geheimen Furcht im Leib.

Pancho war dessen gewahr und brachte fortwährend das Blatt seiner Flöte zum Seufzen mit den bebenden Tönen des legendären *Yaraví*.

»Wie ist die wohl, die Liebe, wenn man so weinen muß ...?«

Antuca umging ihn einen Augenblick lang mit der Macht ihres Blickes, des Blickes eines Weibes, das wartet; aber dann kriegte sie Angst und konzentrierte sich auf ihr Spinnen und darauf, den heulfreudigen Zambo auszuschelten. Ihre jungen Hände – behende braune Spinnen – brachten geschickt die Spindel zum Tanzen und zupften einen gleichmäßigen Faden aus dem weißen, wattigen Ball. Pancho sah ihr zu, freute sich und blies irgendeine andere Melodie.

So sind die Idyllen in der Kordillere. Ihr Freund war ungefähr so alt wie sie. Zu gegebener Zeit würde das Fleisch reif sein und triumphieren. Ohne Zweifel würden sie zueinanderfinden und Kinder haben, die beim Hüten des Viehs wieder andere Schäfer oder Schäferinnen kennenlernen würden.

Aber Pancho kam nicht immer, und da verbrachte Antuca dann den Tag in Einsamkeit. Sie unterbrach sie, indem sie mit den Wolken und dem Wind plauderte, wodurch sie die ruhige Gesellschaft des Zambo ein wenig mißachtete. Wenn es Abend wurde, begannen sie die Rückkehr. Im Winter schon früher, denn die rostfarbene Dunkelheit des Himmels pflegte sich bald

in ein brutales Gewitter zu verwandeln. Antuca stand auf und rief den Hunden, die von überall her im Stoppelfeld auftauchten und herbeirannten und bellten, um die Herde zusammenzutreiben und sie dann langsam in Richtung auf den Pferch hinzubewegen.

Es waren vier Hunde, die Antuca halfen: Zambo, Wanka, Haut und Knochen. Ausgezeichnete Schäferhunde, berühmt in der ganzen Gegend, wo sie zudem überall zahlreiche Angehörige hatten, deren Geschicklichkeit den ihrer Rasse zugeschriebenen Vorzügen nicht nachstand. Ihr Herr, der *Cholo* Simón Robles, erfreute sich des gleichen Rufes wie die Hunde, und das zum Teil dank ihnen und zum Teil dank seiner Geschicklichkeit im Flötenblasen, von anderen Vorzügen nicht zu reden.

Beim Weiden der Schafe lief Zambo gewöhnlich neben Antuca her und trieb die Trödler an; Wanka führte die Herde an, und Haut und Knochen preschten an den Flanken auf und ab und achteten darauf, daß kein Schaf sich verirrte. Sie kannten ihr Geschäft. Noch nie hatten sie ein Tier verletzt, sie machten ihre Autorität geltend, indem sie den Schafen in die Ohren bellten. Es kommt vor, daß andere, unedle Hunde mitunter wild werden, wenn sie es mit einem sturen Schaf zu tun bekommen, und daß sie es dann umbringen. Zambo und seine Kollegen dagegen waren geduldig und erreichten Gehorsam, indem sie einem widerspenstigen Schaf mit der Brust den Weg wiesen oder es sanft am Fell zerzten, Maßnahmen, die sie allerdings erst zu allerletzt anwandten. Denn wenn sie ganz dicht auf eine Seite des Schafes herankamen, bedeutete das ja schon, daß es in die andere Richtung zu gehen hatte, und wenn sie ihm ins Ohr bellten, daß es eine halbe Kehrtwendung machen sollte. Auf diese Weise beschäftigt, springend und davonschießend, waren sie glücklich.

Nicht einmal ein Gewitter konnte ihnen etwas anhaben. Gelegentlich begann es, vom dunklen Himmel zu sprühen und spritzen, obwohl es noch sehr früh war. Wenn Pancho da war, bot er Antuca seinen Poncho an. Es war ein großartiger, bunter Poncho. Sie wies ihn mit einem diskreten »laß nur« zurück, und zusammen machten sie sich auf den Weg heim. Die Tropfen wurden dicker und dichter; dann peitschte der Regen vom Himmel, die Donnerschläge dröhnten, und die Blitze fuhren wie gewalttätige und rasche Feuerschwerter in die Bergspitzen. Die Hunde

drängten die Herde zusammen, bis sie ein dichtes Knäuel bildete, das leichter zu überwachen war und schneller vorankam. Die Schluchten und Bäche mußten überquert werden, ehe das Gewitter das Wasser steigen ließ und es nicht mehr zu durchwaten war. Niemals hielten sie sich irgendwo auf. Hastig und still strebten sie weiter. In den Augen der Schafe war das Entsetzen zu lesen vor jedem Blitz und jedem Donnerschlag. Die Hunde aber trotteten ungerührt vor sich hin, der Regen tropfte aus ihrem von der Nässe glitschigen Fell. Hinterher kam Antuca, benutzte die lange Spindel als eine Art Pilgerstab, um nicht im seifigen Lehm auszurutschen; die Krempe des Binsenhutes hatte sie heruntergeschlagen, damit der Regen daran ablaufen sollte: eine leichte Figur, die das graue Netz des Regens zerriß.

Doch meistens kamen sie heim bei ruhigem Wetter, während der letzten Nachmittagsstunden, umgeben von der fröhlichen Polychromie der Abenddämmerung. Die Schafe wurden in die Hürde getrieben, und Antuca ging ins Haus. Dort war ihre Aufgabe zu Ende. Wir müssen übrigens feststellen, daß es nicht viele Häuser gab wie dieses. Freilich, das Dach war aus Stroh; aber nur eines der Zimmer hatte eine aus Binsen und Lehm geformte Wand. Das andere wies eine derbe Lehmmauer auf. Im breiten Gang vor dem Herdfeuer war ihre Mutter, Juana, dabei, dem Vater, Simón Robles, und den Geschwistern, Timoteo und Vicenta, das Essen hinzustellen. Die Hirtin nahm ihren Platz im Kreis der Speisenden ein, um den süßen Mais, das Korn und die *Ollucos* zu genießen. Die Hunde kamen ebenfalls heran und kriegten ihre Ration in einer großen, runden Schüssel. Sie stritten nicht untereinander. Nicht einmal mit Shapra, dem Hofhund. Sie wußten, daß Timoteo geschickt mit dem Stock umzugehen wußte.

Die Nacht senkte sich allmählich inmitten von violetten und blauen Nebelschwaden herab, die schließlich sogar die Schwärze dichter wirken ließen. Juana löschte den Herd, wobei sie darauf achtete, ein wenig Glut übrigzulassen, um am nächsten Tag das Feuer damit wieder anzufachen, und dann legten sich alle schlafen. Nur die Hunde nicht. Drüben in der Schafhürde zerrissen sie mit ihrem hartnäckigen Bellen die stumme und lastende nächtliche Dunkelheit. Wie man so sagt, sie schliefen nur mit einem Auge, weil die Füchse und Pumas den Schutz der Schatten ausnutzen, um die Schafe zu überfallen und da-

vonzuschleppen. Darum muß beim geringsten Geräusch gebellt werden. Immerzu muß gebellt werden. Deshalb bellen die Hunde auch, wenn die Nacht so hell ist, daß die Raubtiere auf ihre Beutezüge verzichten. Sie bellen den Mond an. Der, fett und bleichglänzend, besungen von den Dichtern und von romantischen Damen, spielt bei den Hunden die Rolle eines hungrigen Pumas oder Fuchses.

»Wau ..., wauu ..., wauuuuuu ...«

Die Stimmen des Zambo und seiner Familie, zusammen mit denen der Nachbarhunde, gaben einen heulenden Chor ab, der die Andennacht durchbebt.

II

Hundegeschichten

Zambo und Wanka kamen von weit her. Genauer gesagt: Simón Robles hatte sie gebracht. Sie waren damals noch sehr jung und hatten die Augen geschlossen. Hätten sie sie aufgemacht, würden sie noch weniger gesehen haben. Sie reisten nämlich in einer Kuhle, die ihr Reiseleiter machte, indem er mit dem Vorderarm und der Hand den Ponchosaum hochhielt. Vielleicht spürten sie, ohne zu wissen, was es bedeutete, ein ständiges und unregelmäßiges Auf und Ab. Es wurde verursacht von einem Pferd, das auf einem langen Weg voller Unebenheiten dahintrottete. Die Hündchen stammten aus Gansul, aus der berühmten Hundezucht von Don Roberto Poma.

»Juana, ich bring Hund' mit ...«, schrie Simón Robles, als er sein Haus erreichte. Sie lief ihm entgegen, um sie ihm abzunehmen, und brachte sie dann in den Schafstall.

In ihrer Blindheit saugten sie da viele Tage lang an steifen und kleinen Brustwarzen. Der Mensch, unterstützt vom Sehvermögen des jungen Hundes, verweigert ihm nämlich, wenn er Schäferhund werden soll, die Muttermilch und teilt ihm die des Schafes zu. Der Hund wächst auf diese Weise der Herde verbunden heran. So kam es dann, daß unsere Freunde, als sie endlich die Augen aufmachten, ein pralles Euter entdeckten, viele Beine, ein Universum runder und weißer Formen. Ein beißender Geruch umgab sie. Und so begannen sie ihr Leben in dieser Welt, und aus der winzigen Warze quoll der Strahl, der ihren Hunger stillte. Und sie lernten begreifen, daß die Schafe zu ihrem Leben gehörten. Danach machte die kleine Hündin ihre ersten Erfahrungen mit dem Gehen. Sie stieß an die Beine und rutschte auf dem Schafdreck aus. Ein Blöken versehrte ihr das Hirn. Sie wollte es nachmachen, vermochte aber nur zu bellen. Doch ihre kleine Stimme ließ erstaunlicherweise ein kleines Lamm zurückschrecken und ein Schaf sich abwenden. Da wurde ihr der Unterschied klar. Doch gleichviel, das Euter schmeckte gut, sie konnte daran saugen. Zuerst kommt das Leben, und die Schafe ermöglichten ihr das Leben. Ihr Bruder lernte wenig später die Dinge auf die gleiche Weise verstehen.

Inzwischen wurde das Augenaufmachen begeistert gefeiert, und zwar von Vicenta, die damals die Hirtin war, und von Antuca. Sie brachten die Hunde ins Haus.

»Was für einen Namen geben wir ihnen denn?«

Simón Robles sagte:

»Das Weibchen muß Wanka heißen.«

Und Timoteo meinte:

»Den Kleinen, der ist dunkler, den nennen wir Zambo.«

Das war ihre Taufe. Der Name des Männchens war leicht zu begreifen, weil er dunkelgrauer war als Wanka. Aber ihr Name? Trotzdem fragte niemand Simón nach dem Grund für den Namen. Vielleicht kannte nicht einmal er selber ihn. Die Wankas waren während der Inkazeit ein kriegerischer Stamm. Das Wort ist ihm vielleicht aus dem Herzen aufgestiegen, so wie ein Stern in der Dunkelheit aufleuchtet. »Wanka«, sagte er in einem Ton, den er hätte benutzen können, um zu sagen: »Dem steht allerhand bevor.« Und es darf nicht verwundern, daß er so hätte sprechen können, da es sich doch um einen Hund handelt. Das Tier teilt sein Leben mit den Kordilleranos auf brüderliche Weise.

Fest steht, daß Wanka und Zambo aufwachsen voller Zuneigung zu den Schafen und den Robles. Ihre Augen, das versteht sich, sahen bald besser und weiter. Ihre Eigentümer hatten eine gelblich gegerbte Haut. Simón und Juana gingen mit etwas gekrümmtem Rücken. Timoteo füllte den Poncho mit einem breiten mächtigen Oberkörper aus. Vicenta, aufrecht und behende, brachte ihnen die Hütearbeit bei. Mehr empfanden sie aber für Antuca, die kleine und glatthäutige Antuca. Sie wartete auf sie, wenn sie von den hochliegenden Weiden zurückkamen und ging zur Hütte, wo die Wächter in einem Winkel der Stalleinfriedung schliefen. Da taten sie dann, als stritten sie miteinander. Sie knurrte und teilte Schläge aus, und sie taten, als brächten sie ihr schreckliche Bißwunden bei. Es war ein wilder und unblutiger Kampf, dem die Schafe verblüfft zusahen.

Sie machten sich auch mit der Umgebung vertraut. Das Haus ihrer Besitzer lehnte am Fuß eines Berges und war umgeben von Anpflanzungen. Weiter weg, über die Hügel und Abhänge verteilt, waren weitere Häuser zu erkennen, auch sie von Feldern umgeben, die, je nach der Jahreszeit, grün oder gelb waren. Bergaufwärts erstreckten sich die steinigen und strohbe-

stoppelten Weiden, zu denen das Vieh hinaufgetrieben wurde. Und nicht viel weiter weg, aber bergabwärts, in der behaglichen Zuflucht einer Bodensenkung, stand behäbig ein großes Hacienda-Haus mit roten Dachziegeln und umgeben von vielen hohen Bäumen. Einmal folgten sie Vicenta bis dahin. Und da sahen sie dann weißhäutige Menschen, breite Mauern und riesige Hunde mit kurzem Haar, heiserem Bellen und gewaltigen Kinnladen. Vicenta hatte sie an die Brust drücken müssen, damit diese Ungeheuer, die knurrend herankamen, sie nicht auf-fraßen. Alles in allem, sie bekamen viel zu sehen. Das ganze Gebiet war durchfurcht von mit Büschen und grünschwarzen Bäumen überwachsenen Erdspalten, die von den Höhen herunterzogen, um sich über ferne Hügelketten hin wer weiß wo zu verlieren. Auf der anderen Seite, in großer Entfernung, stiegen riesige blaue Berge himmelwärts. Wanka und Zamba fiel es niemals ein, in diese Richtung zu gehen. Die Wege waren weit, die Felsen hoch, und das Vieh konnte nicht im Stich gelassen werden. Von den Felsbrocken, die genau da vorragten, wo man ihren eigenen Berg erklimm, etwas oberhalb ihres Hauses, echoten die Bellanfänge der Riesenhunde des Haciendahauses herüber. Unsere Freunde legten ihren ganzen Zorn auch in ihr eigenes Gebell, aber nie gelang es ihnen so grob und entsetzlich, und die Abhänge warfen ihnen nur spitze Keiflaute zurück.

Trotz allem war das Leben schön. Sie wurden immer größer. Ihre Muskeln wurden kräftiger von den langen Märschen und der Rennerei hinter der Herde her. Die Herde benahm sich gut. Und mit einemmal waren sie groß. Der langgestreckte Körper, überzogen von einem bleifarbenen und dichten Fell, reichte drei Spannen vom Boden. Der Schwanz war buschig. Die zarten und glatten Ohren, stets auf der Wacht, richteten sich beim geringsten Geräusch auf. Die spitze Schnauze vermochte einer zehn Tage alten Spur zu folgen. Die blitzend weißen Reißzähne vermochten einen Holzklotz in Stücke zu zerreißen.

Die Rasse? Wir wollen lieber nicht davon reden. Eine Mischrasse, wie die Peruaner eine sind. Diese tapferen Hunde, Gäste der Andenkordillere, haben nichts Einheitliches außer ihrer kleinen Statur, dem dicken Fell und der gellenden Stimme. Sie sind bleifarben oder schwarz, rötlich, hellbraun oder scheckig. Wollte man nachforschen, so könnte man wohl eine Verwandtschaft mit dem Fuchs entdecken; aber es kann keinen Zweifel

geben, daß sie sich mit dem uralten *Alco* gekreuzt haben, der dem Inkanat vertraut war. Jene Art von Hund, die heute als ausgestorben gilt, ist bestimmt noch im Haushund von heute gegenwärtig, der so sehr Mestize ist wie sein Herr, der Mensch. Im Zambo und in der Wanka haben sich hispanische Vorfahren zusammengefunden, genau wie in Simón Robles und all den anderen Leuten aus dieser Gegend.

Und bald meldete sich das Leben in Wankas Leib. Wanka warf ein halbes Dutzend Junge. Der Brauch befreite sie davon, ihnen allen gegenüber ihre mütterlichen Pflichten zu erfüllen. Vier der Neugeborenen wurden ihr entrissen und den neugeborenen Schafen beigelegt. Die verbleibenden erhielten natürlich mehr als genug von ihrer Muttermilch. Alle hatten seidiges Haar und sahen aus wie Wollebälle. Auch sie wuchsen heran, und zur gegebenen Zeit waren auch sie imstande, herumzusausen und zu bellen und das Vieh zu hüten. Da aber der Bedarf an Schäferhunden groß war und Simón nicht eine ganze Meute ernähren konnte, verkaufte er sie allmählich oder tauschte Schafe für sie ein.

Mit Ausnahme des einen oder anderen ging es mit allen Wölfen so. Diejenigen Jungen, die Wanka selbst säugte, zeigten nicht die gleiche Hingabe an die Schafe wie die anderen, aber Simón fragte den Käufer einfach: »Wollen Sie ihn für die Schaf oder für was andres?« Und der so Angesprochene antwortete entweder: »das Haus soll er hüten« oder: »Auf die Stuten und Küh soll er aufpassen.« Der Kuhhirte Manuel Ríos zum Beispiel antwortete so. Und Simón gab ihm – wie er es in solchen Fällen zu tun pflegte – einen der Hunde, der dem Gemüt nach nicht für Schafe taugte und sich für andere Aufgaben eignete. Einige Zeit später bestätigte Manuel, daß Gutzahn (so hieß er) mit den Kühen gut umzugehen verstand. An den Halsfalten zerrte er die Widerspenstigen aus dem Gestrüpp. Einmal, als es den Marañón zu überqueren galt, fing die Leitkuh an zurückzuwaten. Das ist sehr schlimm, denn da folgt ihr gleich die ganze Herde, und sobald sie festen Grund erreichen, weigern sich die Tiere, erneut ins Wasser zu gehen und müssen mit einem Floß übersetzt werden. Manuel, der zusammen mit anderen Kuhhirten die Umkehr von einem Ufer aus beobachtete, befahl dem Hund:

»Los, Gutzahn, bring sie rüber ...«

Der Hund sprang ins Wasser, aber niemand erwartete, daß er die Anweisung auch verstanden hätte. Das Erstaunliche war, daß er die Leitkuh erreichte und sie beim Kragen packte. Das Wasser stand hoch und die Strömung war stark, aber der Hund zerrte heftiger und brachte die Kuh dazu, sich dem anderen Ufer zuzuwenden. Manuel feuerte Gutzahn an, indem er aufmunternd schrie. In der Mitte des Flusses kamen die Wogen riesengroß an, aber die Kuh, unterwürfig nachgeahmt von allen anderen, konnte nichts anderes tun, als aufs gegenüberliegende Ufer zuzuschwimmen. Der Hund ließ sie erst los, als ihre Klauen festen Grund erreichten. Die Leitkuh kletterte ans Ufer, und die anderen folgten ihr. Manuel hätte beinahe gehault. Als er die Heldentat erzählte, wollte ihm niemand glauben. Da rief er die anderen Hirten als Zeugen, die das Ganze auch gesehen hatten, und schloß:

»Was meint ihr denn, daß Gutzahn ist? Von wegen!«

So wie ihn gab es viele. Aber sie hatten nicht immer Glück: das Leben in der Kordillere ist schwer. Vielleicht sollte man darum auch traurige Geschichten erzählen. So ein trauriger Fall war der Mausers. Sein Besitzer, der Hacendado Gilberto Morán, war dabei, beim Bau eines Weges Felsen zu sprengen. Und Angeber, der er war, hatte er die Gewohnheit, seine Zigarette an der Glut der Lunte anzustecken. Wenn alle anderen schon längst davongerast waren, blieb er zurück und beugte sich über die rauchende Lunte, die zum Dynamitbündel führte. So war es auch damals. Mit dem Unterschied, daß, als sogar Don Gilberto schon in Deckung gegangen war, Mauser, der so etwas noch nie gesehen hatte, zurückblieb und eifrig am brennenden Ende der Lunte schnupperte, um zu sehen, was da denn vor sich ging. Die Peone und sein Herr, längst schon hinter einigen Felsen in Deckung gegangen, riefen ihn umsonst. Mauser beobachtete weiterhin die Rauchfäden, die hinter dem Felsen hochkringelten. Und alles passierte in Blitzeseile, denn in diesen rauen Gegenden ist der Tod fast immer eine Sache von Sekunden. Der Felsbrocken und Mauser explodierten in tausend Fetzen. Das Echo verlängerte den Krach. Der Felsen ließ in der Erde ein Loch zurück. Die wenigen Tropfen Blut Mausers dauerten auf der von der Sonne bestrahlten Erde nur wenige Stunden.

Auch das Schicksal Tintos war beklagenswert. Seine Aufgabe war, das Haus Simóns zu hüten. Und eines Tages tauchte dort,